

Halleische Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Schulzeustraße 37.

Halle a. S., Mittwoch 10. März 1897.

Beilager Bureau Berlin S.W., Spandauerstraße 3

Griechenland und die Mächte.

Wir haben bereits in der letzten Abendausgabe einen Auszug aus der Antwort Griechenlands auf das Ultimatum der europäischen Mächte gegeben.

Nach Prüfung der Punkte, auf welche die Mächte sich kritisch, unterbreitet die griechische Regierung angeht deren Bedeutung für die eigene Macht über die angeordneten Maßnahmen eine Ansicht, welche aus der Kenntnis der tatsächlichen Angelegenheiten hervorgeht.

Griechenland nämlich ebenso wie die Mächte die Aufrechterhaltung des Friedens und will Korea vor dem gänzlichen Untergange bewahren.

Das von den Mächten angenommene autonome Regime wird deren Willkür nicht entsprechen und das Schicksal der griechischen Provinzsysteme erleiden.

Das vorgeschlagene neue Regime ist unzulässig, die Ordnung wiederherzustellen. Die Anarchie wird fortwähren, das Land zu verfallen.

Die Verantwortlichkeit der Regierung würde über sich hinweg schieben, wenn sie die Mächte nicht hätte, das angeordnete Regime abzuwehren und Korea mit Griechenland zu vereinigen.

Was dieses letztere anbelangt, wird die griechische Regierung sich nicht für die Aufrechterhaltung des Friedens und will Korea vor dem gänzlichen Untergange bewahren.

Das von den Mächten angenommene autonome Regime wird deren Willkür nicht entsprechen und das Schicksal der griechischen Provinzsysteme erleiden.

Das vorgeschlagene neue Regime ist unzulässig, die Ordnung wiederherzustellen. Die Anarchie wird fortwähren, das Land zu verfallen.

Die Verantwortlichkeit der Regierung würde über sich hinweg schieben, wenn sie die Mächte nicht hätte, das angeordnete Regime abzuwehren und Korea mit Griechenland zu vereinigen.

Was dieses letztere anbelangt, wird die griechische Regierung sich nicht für die Aufrechterhaltung des Friedens und will Korea vor dem gänzlichen Untergange bewahren.

Das von den Mächten angenommene autonome Regime wird deren Willkür nicht entsprechen und das Schicksal der griechischen Provinzsysteme erleiden.

Das vorgeschlagene neue Regime ist unzulässig, die Ordnung wiederherzustellen. Die Anarchie wird fortwähren, das Land zu verfallen.

Die Verantwortlichkeit der Regierung würde über sich hinweg schieben, wenn sie die Mächte nicht hätte, das angeordnete Regime abzuwehren und Korea mit Griechenland zu vereinigen.

Was dieses letztere anbelangt, wird die griechische Regierung sich nicht für die Aufrechterhaltung des Friedens und will Korea vor dem gänzlichen Untergange bewahren.

Das von den Mächten angenommene autonome Regime wird deren Willkür nicht entsprechen und das Schicksal der griechischen Provinzsysteme erleiden.

Das vorgeschlagene neue Regime ist unzulässig, die Ordnung wiederherzustellen. Die Anarchie wird fortwähren, das Land zu verfallen.

Die Verantwortlichkeit der Regierung würde über sich hinweg schieben, wenn sie die Mächte nicht hätte, das angeordnete Regime abzuwehren und Korea mit Griechenland zu vereinigen.

Was dieses letztere anbelangt, wird die griechische Regierung sich nicht für die Aufrechterhaltung des Friedens und will Korea vor dem gänzlichen Untergange bewahren.

Das von den Mächten angenommene autonome Regime wird deren Willkür nicht entsprechen und das Schicksal der griechischen Provinzsysteme erleiden.

Das vorgeschlagene neue Regime ist unzulässig, die Ordnung wiederherzustellen. Die Anarchie wird fortwähren, das Land zu verfallen.

Die Verantwortlichkeit der Regierung würde über sich hinweg schieben, wenn sie die Mächte nicht hätte, das angeordnete Regime abzuwehren und Korea mit Griechenland zu vereinigen.

Was dieses letztere anbelangt, wird die griechische Regierung sich nicht für die Aufrechterhaltung des Friedens und will Korea vor dem gänzlichen Untergange bewahren.

dies für gerechtfertigt durch die Tatsache, daß Griechenland nicht nur ein Mitglied der europäischen Mächte, sondern während die Türkei sich in den Händen der Mächte befindet, während die Türkei sich in den Händen der Mächte befindet, während die Türkei sich in den Händen der Mächte befindet.

Was die Streitkräfte Griechenlands und der Türkei auf Korea anlangt, so ist die aus 16 Bataillonen, 2 Eskadronen, 4 Gebirgsbatterien zu je 6 Geschützen und einer Festungsartilleriekompanie bestehende türkische Besatzung von Korea gegenwärtig in nachfolgender Weise disloziert:

In Ranea 4 Bataillone, 3 Gebirgsbatterien, 1 Eskadron und 1 Festungsartilleriekompanie; in Zula (Subano) 1 Bataillon; in Kifano 1 Bataillon; in Kanbanos 1 Bataillon (2 Kompanien bestehend aus den Aufständigen) und 2 Geschütze; in Neophano 2 Bataillone, 1 Eskadron und 2 Geschütze; in Gellisi 1 Bataillon; in Komoti 1 Bataillon; in Dogan Miran 1 Bataillon; in Sifos 1 Bataillon; in Padioti Castell 1 Bataillon; in Memiro 1 Bataillon; in Rania 2 Bataillone, 1 Eskadron und 2 Geschütze; in Byragos 2 Bataillone, welches am 19. v. M. von den griechischen Truppen theils gefangen genommen, theils zerstreut wurde.

Die griechische Streitmacht unter dem Kommando des Obersten Bassos setzt sich folgendermaßen zusammen: drei Bataillone, neun Geschütze, eine Batterie und Infanterieabteilung, im Ganzen rund 2000 Mann, die bei Mantania (westlich von Ranea) konzentriert sind.

Auf Korea bauernd, ungeachtet aller diplomatischen Verhandlungen, die Kämpfe fort, ja sie nehmen neuerdings wieder einen ernstlichen Charakter an.

Es ist zwar den in Selino ausgeschickten Marinekommandos, unter denen sich übrigens deutsche Matrosen nicht befinden, gelungen, die in Skandano und Umgegend bedrohten Türken zu entziehen.

Nach Mittheilungen aus türkischer Quelle sind nämlich die mohamedanischen Einwohner der Stadt Randano und der ganzen Provinz Selino nach Palaothra abgegangen und bereits in Spanaki eingetroffen.

Zwei Handelsdampfer sind abgegangen, um ihre Ladungen fortzuschaffen. Dagegen haben nach Meldungen aus Ranea die Türken gestern früh 3 Uhr die auf Aktroti lagernden Griechen angegriffen.

Ein erster Kampf, der noch fortbauere, habe sich entsponnen, die telegraphische Verbindung mit der Suba-Wal sei abgebrochen. Von einem anderen blutigen Zusammenstoß, in den auch ein italienisches Kriegsschiff eingriff, berichtet folgendes Telegramm:

Randia, 9. März. Korosak hat mit 5000 Infanteristen hierher bombardiert, nachdem er eine vorübergehende Landung gemacht hatte. Die Besatzung wurde getötet und dem dort stationierten italienischen Kriegsschiff hettig erwidert. Es gab viele Tote und Verwundete. Ein englisches Kriegsschiff ist nach Sierapetra unterwegs.

Teufisches Reich.

* Zum Sterbetage Kaiser Wilhelm's I. war das Mausoleum am Dienstag im Parke von Charlottenburg geschnitten. Von den Säulen an sog sich an den Wänden entlang eine Wälder- und Regenabdeckung bis zum März und um diesen herum. Auf dem März und um diesen herum.

* Die „Mil. u. Pol. Kor.“ schreibt: „Aus der Umgebung des Kaisers verlautet, daß es großes Mißfallen erregt habe, wie über den Trübsinn seiner Majestät auf dem brandenburgischen Provinziallandtage Berlinern hätten verbreitet werden können, die von dem durch das offizielle Telegrammbureau verbreiteten Wortlaut wesentlich abweichen.“

* Die „Mil. u. Pol. Kor.“ schreibt: „Aus der Umgebung des Kaisers verlautet, daß es großes Mißfallen erregt habe, wie über den Trübsinn seiner Majestät auf dem brandenburgischen Provinziallandtage Berlinern hätten verbreitet werden können, die von dem durch das offizielle Telegrammbureau verbreiteten Wortlaut wesentlich abweichen.“

* Die „Mil. u. Pol. Kor.“ schreibt: „Aus der Umgebung des Kaisers verlautet, daß es großes Mißfallen erregt habe, wie über den Trübsinn seiner Majestät auf dem brandenburgischen Provinziallandtage Berlinern hätten verbreitet werden können, die von dem durch das offizielle Telegrammbureau verbreiteten Wortlaut wesentlich abweichen.“

* Die „Mil. u. Pol. Kor.“ schreibt: „Aus der Umgebung des Kaisers verlautet, daß es großes Mißfallen erregt habe, wie über den Trübsinn seiner Majestät auf dem brandenburgischen Provinziallandtage Berlinern hätten verbreitet werden können, die von dem durch das offizielle Telegrammbureau verbreiteten Wortlaut wesentlich abweichen.“

* Die „Mil. u. Pol. Kor.“ schreibt: „Aus der Umgebung des Kaisers verlautet, daß es großes Mißfallen erregt habe, wie über den Trübsinn seiner Majestät auf dem brandenburgischen Provinziallandtage Berlinern hätten verbreitet werden können, die von dem durch das offizielle Telegrammbureau verbreiteten Wortlaut wesentlich abweichen.“

* Die „Mil. u. Pol. Kor.“ schreibt: „Aus der Umgebung des Kaisers verlautet, daß es großes Mißfallen erregt habe, wie über den Trübsinn seiner Majestät auf dem brandenburgischen Provinziallandtage Berlinern hätten verbreitet werden können, die von dem durch das offizielle Telegrammbureau verbreiteten Wortlaut wesentlich abweichen.“

* Die „Mil. u. Pol. Kor.“ schreibt: „Aus der Umgebung des Kaisers verlautet, daß es großes Mißfallen erregt habe, wie über den Trübsinn seiner Majestät auf dem brandenburgischen Provinziallandtage Berlinern hätten verbreitet werden können, die von dem durch das offizielle Telegrammbureau verbreiteten Wortlaut wesentlich abweichen.“

* Die „Mil. u. Pol. Kor.“ schreibt: „Aus der Umgebung des Kaisers verlautet, daß es großes Mißfallen erregt habe, wie über den Trübsinn seiner Majestät auf dem brandenburgischen Provinziallandtage Berlinern hätten verbreitet werden können, die von dem durch das offizielle Telegrammbureau verbreiteten Wortlaut wesentlich abweichen.“

* Die „Mil. u. Pol. Kor.“ schreibt: „Aus der Umgebung des Kaisers verlautet, daß es großes Mißfallen erregt habe, wie über den Trübsinn seiner Majestät auf dem brandenburgischen Provinziallandtage Berlinern hätten verbreitet werden können, die von dem durch das offizielle Telegrammbureau verbreiteten Wortlaut wesentlich abweichen.“

* Die „Mil. u. Pol. Kor.“ schreibt: „Aus der Umgebung des Kaisers verlautet, daß es großes Mißfallen erregt habe, wie über den Trübsinn seiner Majestät auf dem brandenburgischen Provinziallandtage Berlinern hätten verbreitet werden können, die von dem durch das offizielle Telegrammbureau verbreiteten Wortlaut wesentlich abweichen.“

hauptsächlich ausgeschachtet worden, so daß er nun kaum ein Kriegswaage sei. Ueber die Schwierigkeiten und Unförmlichkeiten bei Führung der politischen Geschäfte pflegt der Fürst sich wie folgt zu verbreiten:

„Der Politiker bleibe, so lange er lebe, immer unfertig; er sei in der Erection dessen, was er erstrebe, so sehr auf die Mitwirkung Anderer, die unbedenklich und schmerzhaft ist, angewiesen.“

Er habe mit zufälligen Störungen wie der Landwirt mit Unwetterunfällen zu viel zu rechnen. Man solle sich nach dem größten Erfolge mit Sicherheit fragen zu können: „Nun ist das gelungen, ist bin damit fertig und kann auf das Geheilte mit Erfolg zurückblicken.“

Erst nach Jahrzehnten läre sich das Urtheil darüber ab, ob ein wirklich definitiver oder nur ein scheinbarer, vorübergehender Erfolg erreicht worden sei. „Für den Politiker selbst gibt es keinen Zeitpunkt, wo er sich sagen kann: Du hast einen guten Abschluß gemacht.“

Man kann ja einzelne Geschäfte wirklich beenden, aber doch immer nur, ohne zu wissen, wie sich die Konsequenzen davon entwickeln werden, und ohne sie überhaupt mit Sicherheit durchsehen zu können.“

Künftig ist in einem Briefwechsel gesagt, wie er (Fürst Bismarck) nicht seines Lebens froh werden konnte, so habe die Geschichte überhaupt nicht die Kraft, fällige Fragen zu bereiten. Das sei ganz richtig. Man bleibe, so lange man lebe, stets im Zweifel über die eigenen Handlungen; erst die Aender oder Entsetz des Politikers könnten Begründung oder Beträubnis über das von ihm Gemachte zu erfinden. Die jetzt veröffentlichten Correspondenzen zwischen dem alten Kaiser Wilhelm und ihm und die sonstigen historischen Publikationen der letzten Zeit bewiesen deutlich genug, wie es in der Politik niemals solche Sicherheit und definitive Resultate gebe, sondern wie Alles stets darauf und bergab ginge.“

Das Verhalten des Fürsten Bismarck ist, wie von uns bereits gemeldet, in neuester Zeit durch härteres Auftreten seines neuralgischen Gesichtsflechtes beeinträchtigt. Der Schmerz kann so heftig werden, daß der Fürst genöthigt ist, durch minutenlanges Drücken mit den Fingerpitzen beider Hände auf die Backenrücken rechts und links sich Erleichterung zu verschaffen. Dabei fällt ihm dann das Sprechen mit dem kaum zu öffnenden Munde schwer. Scherzhaft pflegt er dann faum zu sagen: „Das ist ganz natürlich, ich habe in meinem Leben mit meinem Munde am meisten gelüthet im Gessen, Trinken und Aeben.“

Wenn das Gespräch auf den jetzigen Kaiser und seine Neben kommt, pflegt Fürst Bismarck regelmäßig zu betonen, daß er sich nicht für berechtigt halte, den Kaiser zu kritisiren. — Mit großer Geheißigkeit gebend der Fürst stets keines alten Kaiserlichen Wortes, namentlich in der jetzt herannahenden Zeit der Centenariesfeier. Range verweilt heutzutage nicht mehr während eines solchen Gespräches auf dem großen, mit einem herberben Löwen getränkten Schreibzeuge, das ihm der alte Kaiser einmal, als er schwer krank darniederlag und sterben zu müssen glaubte, geschenkt hat. Langsam und schwer legte der Kaiser seine Hand auf den Löwen, schweig eine Weile erinnerungsbevollenen und sprach dann mit tiefer innerer Rührung die Worte aus: „Der Große? Das paßt vielleicht nicht ganz; aber ein Ritter war er, ein Held!“

Dem Benehmen nach wird die politische Situation in Rücksicht auf die Verhandlungen des Marinetraktats als außerordentlich kritisch angesehen. Es besteht an maßgebender Stelle die Ueberzeugung, daß die Forderungen des Gais das gebotene Maß stellen dürften, was im Interesse der Erhaltung der Flotte gefordert werden müsse. Auf Seiten des Centrums, dessen Votum den Ausschlag zu geben hat, hat sich bisher noch keine Neigung bekundet, das gestörte Gleichgewicht oder die beiden Kräfte anzunehmen. Der Staatssekretär des Reichsmarineministers Admiral Soliman scheint entschieden zu sein, von dem Ausgang der Gaisverhandlungen sein Verbleiben im Amte abhängig zu machen.

Ob es denn bei dieser Veränderung sich Bewenden haben werde und welche weiteren Folgen sich daran knüpfen würden, laßt sich vor der Hand nicht übersehen. Wir glauben unternichts nicht, daß man die Lage so pessimistisch zu beurtheilen braucht. Die getrige Sitzung hat den Vertretern des Centrums, das den Ausschlag zu geben hat, vollauf Gelegenheit zur Ansprache gegeben, und trotzdem hat es keine Befürworter vordringen können, die eine Ablehnung ernsthaft begründen. Ferner hat die getrige Sitzung gründlich dafür gesorgt, daß eine Ablehnung der Gaisverhandlungen nachgegebene Forderungen des Gais sich nicht mehr hinter „angenehme Ueberleitungen“ wegen der vom Reichsmarineminister vorgelegten „Denkschrift“ künftigen kann. Damit ist die Situation gelöst für die heute zu erwartenden Einzelverhandlungen und Abkimmungen, die seitens des Centrums sicherlich so negativ ausfallen werden, wie es zu Beginn der Verhandlungen den Anschein hatte.

Die „N. A. C.“ hält die früher gemachte Nachricht aufrecht, daß der frühere Kriegsminister Herrmann v. Schellensdorf ein Reichstagsmandat für den Bund der Landwirthe annehmen wird, mit dem Einsprechen, daß es der 6. medlenburgische Wahlkreis Güstrow ist, für den die Candidatur ausgestellt werden soll.

Der Landtag wird, wie schon geftern kurz gemeldet, diesmal ungewöhnlich lange bestimmen bleiben müssen; man nimmt an, es werde der Schluss der Tagung nicht vor Mitte Juni eintreten können. Zunächst wird in maßgebenden parlamentarischen Kreisen die Befürchtung geäußert, daß die Fertigstellung des Gais kaum bis zum 1. Mai, also um einen Monat zu spät, sich wird ermöglichen lassen. Die Budget-Kommission hat erst nach der letzten Sitzung durchberathen und dann den schriftlichen, vom Abg. v. Dölling bearbeiteten Bericht über die Denkschrift, betreffend die Fortführung der Beamten-Versicherungs-Versicherung, fertiggestellt. Es ist noch nicht abzusehen, wann diese Denkschrift zur zweiten

(Nachdruck verboten.)

Das Geheimniß von St. Wingate.

28) Roman von Ludwig Freiherr von Posyl.

Erschreckt rief Bella: „Das fehlt noch! Leg' Dich auf ein Stündchen nieder, Wilford wird Dir dann einige beruhigende Tropfen geben. Eine Unvorsichtigkeit könnte Dir jetzt, wo das Fieber hier so stark herrscht, gefährlich werden.“

Als Mary von der plötzlichen Erkrankung ihrer Schwester Nachricht erhielt, glaubte sie, Wilford wolle dieselbe absichtlich in seinem Hause zurückhalten. Sie beschloß daher, in Begleitung Susannens hinzugehen, um Emmy zurückzubringen. Gleichzeitig schickte sie ein Billet an ihren Hausarzt Dr. John Burns mit der Bitte, er möge sich zu einer Besprechung bei Dr. Wilford einfinden.

Mary traf ihre Schwester Emmy im heftigen Fieber. Sie verhehlte Bella nicht, daß sie nur ungern Emmy im Hause Wilford's sehe und sie unter ihrer Obhut wünsche.

Als Bella ihr die Unmöglichkeit dieses Verlangens schilderte, entschloß sich Mary, bei Wilford selbst ihre Forderung vorzubringen. Sie traf den Arzt in dessen Ordinationszimmer.

„Ich bin gekommen, Dr. Wilford,“ sagte sie frostig, „Lady Emmy zu mir nach Hause zu nehmen.“

Wilford war hoch erstaunt, seine Schwägerin in seinem Hause zu sehen, ihre Kälte überraschte ihn nicht.

Höflich, aber kalt erwiderte er: „Das ist unmöglich, Lady Mary, es könnte der Patientin das Leben kosten.“

„Dann werden Sie mir erlauben, daß ich auch die Meinung meines Hausarztes Dr. John Burns über die Zulässigkeit eines Transportes meiner Schwester einhole. Er ist gänzlich untheilhaftig in diesem Falle, und sein Urtheil ist für mich maßgebend.“

Auf Wilford's Lippen schwebte ein ironisches Lächeln, das Mary noch mehr reizte.

„Ich wünsche nicht, Ihre Kritik über Dr. Burns zu hören, ich erkläre Ihnen aber, daß ich Lady Emmy, wo immer sie sich auch befinden mag, nur von Dr. Burns behandelt wissen will.“

In der Vorhalle wurden laute Stimmen hörbar. Wilford eilte hinaus, Mary folgte ihm. Sir Francis Burns hatte einen heftigen Wortwechsel mit dem Diener, der ihm den Eintritt in die Wohnung verweigern wollte.

„Lady Mary,“ rief Francis heftig erregt, als er sie erblickte, „mein Onkel ist über Land gefahren, an seiner Stelle eilte ich auf die Nachricht von Emmy's Erkrankung her, ich bitte Sie, mich zu Emmy zu führen.“

„Halt, Herr!“ donnerte Wilford dem jungen Manne zu, der ihn ostentativ ignorirte. „Wäre Ihr Onkel gekommen, würde ich ihn mit aller Höflichkeit empfangen haben, Sie aber lasse ich meine Schwelle nicht betreten.“

„Wie können Sie es wagen, mir das Recht zu entziehen, meine kranke Braut zu sehen?“ entgegnete Francis mit flammendem Blide.

Er wollte vorwärts gehen, da stürzte sich Wilford auf ihn, es entstand ein Ringen, die Gasflamme erlöschte plötzlich. Der Lärm hatte die ganze Dienerschaft aufgeschreckt, auch Lady Bella schleppte sich mühsam in die Halle.

Leise flüsterte eine Stimme Wilford in's Ohr: „Willst Du die da oben zurückhalten, um sie ebenso zu vergiften wie die Andere?“

Entsetzt ließ Wilford von Francis ab, der die Treppe hinauf eilte.

Man brachte Licht. Mit bleichen und verstörten Zügen lehnte Wilford an der Wand. Er hörte, daß Francis bereits oben im Zimmer war, aber er wagte es nicht, ihn aufzusuchen. Auf den Arm seines Dieners gestützt, wandte er seinem Zimmer zu.

Emmy war bestürzt, als sie Francis erblickte, der sie in stürmischer Umarmung an seine Brust drückte. Ein Blick auf die Kranke genügte Francis, um die Gefahr zu erkennen, in welcher seine Braut schwebte. Thränen füllten seine Augen, nur mühsam vermochte er den Ausdruck seines Schmerzes zurückzuhalten.

Dr. John Burns trat in das Zimmer, Lady Mary folgte ihm. Sie hatte dem alten Freunde bereits von dem Zusammenstoße Wilfords und Francis' berichtet.

„Seien Sie überzeugt, Mylady,“ sagte Dr. Burns zu Mary, „ein Wunsch von mir wird meinem Neffen Francis Befehl sein.“

Er trat an das Krankenbett und untersuchte dann die Patientin.

„Sie haben uns keinen geringen Schrecken bereitet, liebste Lady,“ sagte er wie scherzend; „zur Strafe dafür diktiere ich Ihnen bis auf Weiteres die absoluteste Ruhe. Sie müssen sich jeder Aufregung enthalten, zu deren Vermeidung der junge Herr hier mir gerade keine Garantie bietet. Jetzt, wo ich wieder hier bin, benötige ich keine ärztliche Assistenten, nicht und ich empfehle deshalb dem Dr. Francis Burns, meinem lieben Neffen, mir hier nicht ins Handwerk zu pfeifen.“

Emmy lächelte zu der so milden Strafbestrafung des Arztes, Francis hatte aber deren Sinn sofort erfaßt. Er erkannte, daß sein Dheim in seinem Verbleiben in Wilfords Hause nur die Quelle fortwährender Aufregung für die Kranke wie für die Hausbewohner erblicke. Er fügte sich dem Willen seines Dheims und verließ auch nach zärtlichem Abschiede von Emmy das Haus.

Dr. Burns betrachtete es als eine Höflichkeitspflicht, sich mit Wilford über die gemeinsame Behandlung Emmy's zu verständigen.

Wilford begrüßte den Kollegen mit der Versicherung, daß es ihm zur besonderen Freude gereiche, mit Dr. John Burns zu arbeiten.

Als Dr. Burns wieder in das Krankenzimmer zurückgekehrt war, fand er dort auch Lady Bella, der gegenüber er sich äußerlich verbindlich über den Empfang aussprach, den er bei ihrem Gatten gefunden.

„Nun habt Ihr Eueren Willen mit Emmy zwar durchge-
setzt,“ sagte Mary, „aber Euch dabei ein neues Uebel aufgeladen. So lange Emmy hier ist, müßt Ihr auch mich behalten, denn ich könnte mich nicht von ihr trennen. Ich mache es aber zur Bedingung, daß Susanne als alleinige Wärterin Emmy pflegen soll.“

„Einverstanden — also doch endlich nachgegeben!“ rief Bella triumphirend. „So ist die stolze Lady Mary Harcourt nun doch als Gast im Hause des Wilford.“

Achtzehntes Kapitel.

Ein rettender Gedanke.

In Lady Emmy's Befinden war eine bedenkliche Verschlimmerung eingetreten. Die beiden Aerzte befürchteten, daß ihre Lebenskraft dem heftigen Anpralle des Fiebers nicht lange widerstehen könnte. Auch Lady Bella war an dem Fieber erkrankt, ihr Zustand flüchte aber keinerlei Bedenken ein.

Obwohl Dr. Wilford mit ganzer Aufopferung sich der Behandlung Emmy's widmete, konnte Mary doch ihre Abneigung gegen ihn nicht beherrschen.

Sir Francis war in Verzweiflung. Einmal hatte ihn sein Oheim mit sich zum Besuche der Kranken genommen; Emmy tarrte ihn an und erkannte ihn nicht mehr. Nur mit Mühe konnte Dr. Burns seinen Nerven beruhigen und aus dem Krankenzimmer entfernen. Von unsäglicher Angst getrieben, ging Francis tundenlang am Hause Wilfords auf und ab und wartete mit löffelndem Herzen auf die Nachrichten, welche ihm Susanne über das Befinden seiner geliebten Braut brachte.

Wieder stand er vor dem Hause in banger Erwartung, als Susanne auf ihn mit der Meldung zugestürzt kam, daß die Ärzte wenig Hoffnung mehr geben. Da suchte ein Gedanke urch sein Gehirn. Er eilte auf das Telegraphenamt und richtete an seinen Vater eine Depesche mit der Bitte, sofort zu kommen, vielleicht wisse er noch Hilfe. Susanne beauftragte er, Lady Mary von diesem Schritte in Kenntniß zu setzen.

Außer Lady Emmy schwebte in St. Wingate noch ein anderes Wesen in höchster Lebensgefahr. Dr. Wilford hatte erkannt, daß sein kleiner, geduldiger Patient nicht mehr zu retten war. Frau Miller saß am Bette des Knaben, der im Halbschlummer dalag.

Auch sie war vor Ermüdung ein wenig eingenickt, als ein starkes Klopfen an der Thüre sie aufschreckte. Frau Smith trat in das Zimmer und stellte sich ihr als die Frau vor, in deren Hause die junge Frau Black vergiftet worden war.

Frau Smith hatte durch die geschwähige Frau Brown erfahren, daß die Wittve Miller geheime Zwecke hätte, bei denen die unglückliche Frau Black eine wesentliche Rolle spielte. Nun ließ es ihr keine Ruhe mehr, diese mysteriöse Wittve Miller selbst aufzusuchen, um aus ihr soviel wie möglich herauszuholen. Der gleiche Gedanke hatte aber auch die Wittve Miller erfaßt, als Frau Smith bei ihr eintrat. Sie lud den Gast ein, mit ihr in die Küche zu gehen, damit das schlafende Kind nicht geweckt werde, und kredenzte sofort eine Tasse Thee, um, wie sie meinte, den Plausch gemüthlicher zu machen.

Die beiden Frauen hatten sich schon tüchtig in das Lieblings-thema der Frau Smith, welches den sensationellen Vorfall in ihrem Hause betraf, hineingeredet, als Susanne eintrat, die sich im Auftrage Lady Mary's nach dem Befinden des kranken Knaben erkundigen sollte.

Susanne mußte sich vorläufig mit der Rolle der Zuhörerin begnügen, da die redselige Wittve Smith gerade die sogenannte Vision des Doktor Wilford besprach und mit einem feierlichen Proteste gegen die Zumuthung schloß, daß ihr Haus ein Schlupfwinkel für Mörder sei. Bald wären sich die beiden Wittven im Streite über die Möglichkeit, daß Doktor Wilford doch einen Mann gesehen hätte, in die Haare gerathen, als das Geranrollen eines Wagens sie wieder zur vollen Besinnung brachte.

Mutter Brown hatte das Wägelchen des Fleischhauers Tupper benutzt, um noch schnell vor einem Krankenbesuche einen Abstecher zu Frau Miller zu machen.

Frau Brown wurde von den beiden Wittven höchst freundlich empfangen und nun mengte auch sie sich in die Debatte über die Vision Wilford's.

Als Susanne sich zum Aufbruch rüstete, flüsterte ihr Frau Brown noch reich ins Ohr: „Sagen Sie Ihrer Lady, daß der neue Polizeinspektor sich wieder sehr ernst mit dem Giftmorde beschäftigt. Er muß von irgend einer Seite einen Wink bekommen haben, woher, das hoffe ich schon noch herauszubringen.“

Neunzehntes Kapitel.

Die wichtige Entdeckung.

Doktor William Burns war mit dem Cyperkzuge aus London in St. Wingate angekommen, wo ihn sein Sohn an Bahnhofe erwartete. Der alte Herr war niedergeschmettert, als er die Depesche von der schweren Erkrankung Emmys, seines Lieblings, erhielt. Schon die nächste Stunde sah ihn auf der Reize nach St. Wingate.

„Noch keine Aenderung seit der Depesche?“ waren seine ersten Worte an den Sohn, als er dem Waggon entstieg.

„Keine“, erwiderte Francis mit von Thränen ersticker Stimme.

Sie bestiegen ein Kariolet und im Fluge ging die Fahrt zum Hause der Kranken.

Wilford begrüßte den Kollegen mit aller Höflichkeit am Hausthore. Sir William Burns schüttelte Wilford mit einigen freundlichen Worten die Hand, dann eilte er hinauf ins Krankenzimmer, wo ihn Lady Mary, keines Wortes mächtig, nur mit einem Händedrucke begrüßte.

Wilford war seinem Kollegen in das Krankenzimmer gefolgt. Nach einer kurzen Besprechung, die in lateinischer Sprache geführt wurde, entfernte er sich wieder, indem er, auch zu Lady Mary gebend, sagte, daß er von nun an die Behandlung der Lady Emmy in die Hände des berühmten Kollegen Sir William Burns lege.

Sir William Burns trat nun an das Krankenbett. Ein leiser Wink seiner Hand gab Lady Mary und Susanne, den treuen Pflegerinnen der Kranken, zu verstehen, daß er jetzt umgestürzt sein wolle. Beide zogen sich in die Tiefe des Zimmers zurück.

Die Krisis war angebrochen. Die Natur hatte einen furchtbaren Kampf mit dem heimtückischen Feinde auszufechten. Mit Entsetzen blickten Lady Mary und Susanne auf die vom heftigsten Fieber geschüttelte Kranke, die sich in Krämpfen wand und deren Stirne kalter Schweiß bedeckte.

Bis zum einbrechenden Abend blieb Doktor William Burns am Krankenbette, jede Bewegung beobachtend, jeden Athemzug belauschend.

Endlich versank die Kranke in tiefen Schlaf der Erschöpfung. Dr. William Burns trat auf Lady Mary und Susanne zu, die vor Erregung zitterten, und sagte leise: „Verlieren Sie nicht das Vertrauen auf Gott, ich glaube, er wird helfen.“

Als er das Haus verließ, eilte ihm auf der Straße sein Sohn Francis entgegen. „Ist sie todt, Vater?“ rief der junge Mann wie verzweifelt.

Sir William Burns hatte seinen Sohn noch nie in solcher Erregung gesehen, jetzt begriff er, mit welcher Liebe der junge Mann Emmy zugethan war.

„Sei ein Mann, Francis, bedenke, daß Du als Arzt Deine Ruhe nicht verlieren darfst. Emmy wird gesund werden.“

Die blassen Züge des jungen Mannes gewannen wieder Leben. „Bist Du auch sicher, Vater, daß sie außer Gefahr ist?“ rief er mit ängstlich forschendem Blicke.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Lenbach's Lehr- und Wanderjahren.

Aus Gesprächen mit dem berühmten Künstler hat der kürzlich verorbene Feuilletonist W. Wpl Mittheilungen gemacht, die höchst interessant sind. Sie werden demnächst in der von Richard Fleischer herausgegebenen Deutschen Revue erscheinen, und wir bringen hier mit Genehmigung der Verlagshandlung, der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, einige charakteristische Züge dieser Lenbach'schen Selbstportraittirung mit der Feder.

Als junger Anfänger ging Lenbach mit seinem Meister Piloty nach Italien. Hören wir nun selbst:

„Die Reise mit Piloty ging damals, wo es keine Eisenbahn gab, mit der Post. Wir zogen über Innsbruck, Verona, Mantua, Bologna und Florenz nach der ewigen Stadt. Zwischen Mantua und Bologna erzählte uns der Postkutscher, am Tage vorher sei dieselbe Kutsche, in welcher wir saßen, von Räubern überfallen worden, welche die Reisenden zuerst ausraubten und dann ohne Erbarmen umbrachten.“

„In Verona, wo wir nur einen Tag blieben, war ich ganz trunken von den empfangenen Eindrücken. Ich entdeckte da ein uraltes Kirchlein, so stimmungsvoll, wie man es nur in Ravenna wiederfindet; selbst Venedig hat nichts dergleichen. Piloty, eine höchst ritterliche Natur und der lebenswürdigste aller Reisegenossen, schwärmte für Italien, aber für die alte Kunst interessirte er sich diesmal weniger, da er die Studien zu seinem großen gemalten Theaterstück, dem „Nero“, im Kopfe hatte. Wir war, offen gesagt, in seiner Gesellschaft nicht ganz geheuer, denn er wollte immer, daß ich ein „Bild“ malen sollte. Ich sagte ihm aber, ich denke, ich male immer ein Bild, was immer ich auch malen mag. Er meinte mit „Bild“ eine seiner theatra-lischen Szenen.“

„Ich brauche nicht zu sagen, daß Florenz mit seiner Galerie auf mich einen gewaltigen Eindruck machte. Dei



Mensch ist eben wie ein Brennmaterial: er muß entzündet werden, es sei durch andere Menschen oder durch Kunstwerke.

Tiefe Eindrücke erhielt ich dann auch auf dem Wege nach Rom in Assisi, Perugia, Spoleto, Terni. Als wir in Terni des Abends ankamen, war es gerade Zeit, ins Theater zu gehen, wo der „Nigoletto“ gegeben wurde. Das Entree betrug fünf Bajocchi; das Orchester spielte in Hemdärmeln, und die Zuhörer sangen aus vollen Lungen die Arien mit. Sehr amüßte uns das damals gebräuchliche Reisehandbuch von Förster, welches zum Beispiel sagte, die Entfernung von Terni bis zu dem berühmten Wasserfall betrage 5 Miglien, und ebenso viel zurück. Auch erzählte das Buch von einem Wirthshause, das von einer Wittve gehalten wurde. Die Kost, hieß es da, ist gut, aber knapp. Die Wirthin ist zwar Wittve, sie hat aber zwei hübsche Töchter.

„Vielfach verleidet wurde mir die Reise durch die wahrhaft furchtbare Thierquälerei der Italiener. Unsere drei guten Pferde, welche uns fünf zogen — wir reisten nämlich in Gesellschaft von drei andern Herrn — waren stets über und über voll Blut. Ihre acht deutsche Weilen im Tage mußten sie aber machen, und kamen wir des Abends in einem Orte an, so mußte unter Peitschengeknall stott durch die Straßen getrabt werden, wobei es oft genug vorkam, daß in einer engen Straße die armen, auf den Tod erschöpften Pferde rechts und links an die Wände fielen. Am nächsten Morgen sprangen sie aber doch wieder lustig drauf los. Das damalige Reisen mit dem Betturino war originell. Es wurde befanntlich ein Vertrag gemacht, zufolge dessen er so und so viele Scudi erhielt, und dafür übernahm er die Verpflichtung, uns am Ziele unserer Reise abzuliefern und uns während derselben mit Obdach und Nahrung zu versorgen.

„In dem für mich bedeutungsvollen Jahre 1858 erlebte ich also meine zwei ersten Monate in der ewigen Stadt. Wir wohnten zusammen, soviel ich mich erinnere, in Via Sistina 72. Da malte ich meine Studien und Piloty die seinigen für seinen „Nero“, und bei einigen derselben machte ich mit. Ich muß gestehen, daß ich damals in eine Art Sonnenfanatismus hineingerieth, wie jetzt die Parole: Licht! mehr Licht! Mode geworden ist.

„Das Herumlungern im Freien bei Beobachtung der Sonneneffekte ist ja so angenehm. Nur ist dabei die Gefahr, daß man alles Augenmaß verliert, wenn man beständig mit der sonnigen Natur im Freien verkehrt. Die Alten haben das Augenmaß nie verloren, sie haben die Natur beherrscht und sind nie ihre Sklaven gewesen. Sie nahmen aus der Natur nur, was sich für Zwecke der Malerei verwenden ließ, was durch die Malerei darstellbar war. Wie wollen wir auch Licht malen? Unsere Palette ist ja so beschränkt, das „Kreuzerweiß“ ist da unser Licht. Die Alten haben nur die Mittel der geistreichsten Erfahrung angewendet, um den Effekt von Licht hervorzubringen. Sie erfanden eine Stala, in welche sie die Effekte der Natur und deren Steigerungen überlegten. Als junger Mensch glaubt man, man könne Alles darstellen; erst später lernt man durch das Vorbild der Meister, sich zu beschränken, und da findet man denn, daß auf der von ihnen aufgestellten Stala auch eine Menge von Effekten erreichbar sind.

„Es war das Wort der Natur, das bei meinem Einzuge in Rom auf meiner Fahne stand; ich war damals nur Bewunderer der Natur. In dieser Richtung befangen, habe ich die Studien zu dem Bilde „Der Titusbogen“ gemacht. Für den Künstler war damals der Bogen mit seiner Umgebung weit schöner, als es heute ist, wo die archäologischen Maulwürfe ringsumher den ganzen Boden aufgewühlt haben. Damals war dort ein schöner Platz mit Bäumen, auf welchem der Viehmarkt abgehalten zu werden pflegte. Da kamen die prächtigen in Schafpelze, gebüllten Kerle aus der Campagna mit ihren langen Lanzen, die ihnen dazu dienten, die Büffel anzutreiben, mit 16—20 Büffeln an. Es war ein famos farbiges Treiben; was mir damals vor-schwebte und woraus das große Bild „Der Titusbogen“ entstanden ist (jetzt in der Galerie zu Breßburg), das war ein solches Sonnenbild. Ich stellte dar, wie in aller Frühe die Campagnolen durch den Bogen ziehen — so ungefähr à la Robert — ein Vorgang, der mir außerordentlich gefiel.

„Damals war Rom auch voll von den herrlichen malerischen Figuren. Da waren die Pifferari, die Hirten aus der Campagna, die vielen so höchst charakteristischen Mönche und tausend andere Volkstypen. Alles das bewußte mich.

„Nach Mühen zurückgekehrt, arbeitete ich eine Zeit lang in der Schule Pilotys an meinem Titusbogen, dann ging ich wieder zu meinem getreuen Hofner nach Aresing, wo ich die Staffagen

für mein Bild nach der Natur malen wollte. Damit hatte es aber seine Schwierigkeiten, weil die auf meinem Bild vorkommenden Jungen ganz bronzefarbene Weine haben. Um sie nun als kleine Italiener malen zu können, mußte ich mir die germanischen Knirpse von Aresing erst braun brennen. Die Jungen, denen ich königliche Geschenke machte (6—12 Kreuzer), begeisterten sich für mein Projekt und lagen tagelang in der Sonne, bis ihnen die Haut abging und sie endlich die gewünschte braune Färbung erlangten. Einer von diesen Gebrannten, gemalt im Jahre 1859, hängt in der Schack-Galerie. Solcher Bilder malte ich damals viele.

„Als ich meinen Bogen fertig hatte, begann wieder das wunderschöne Zigeunerleben in Aresing mit Freund Hofner. Da bekam ich eines Tages, wie ich schon erzählt habe, einen Brief von Piloty des Inhalts, daß ich auf seine Empfehlung hin an die neue Kunstschule in Weimar berufen sei. Böcklin und Wegas waren zu gleicher Zeit berufen worden. Als wir drei in Weimar ankamen, machten wir die Entdeckung, daß wir um einige Wochen zu früh gekommen waren, da die innere Einrichtung der neuen Schule noch nicht fertiggestellt war. So blieb denn nichts übrig, als zu warten, und da saßen wir drei bei einander und spekulirten und disputirten Tag um Tag über die Kunst im Allgemeinen und über unsere Bestrebungen im Besonderen. Es waren schöne Zeiten intimsten Verkehrs. Wir trieben uns viel in den Umgebungen von Weimar und Jena herum, wo wir die Landschaft herrlich fanden.

„Wir standen damals noch alle drei ohne Erfolg in der Welt da. Böcklin hatte einen merkwürdigen Lebensgang durchgemacht: Er hatte mit Rembrandt angefangen, bis er nach und nach der Kunst wurde. Doch war er noch weit davon, allgemeine Anerkennung gefunden zu haben, und Wegas hatte noch keinen Auftrag, obwohl er in Brüssel bereits eine goldene Medaille erworben hatte. Böcklin, der etwa sechs Jahre älter ist als ich, gab mir manchen werthvollen Rath. So zum Beispiel machte er mich darauf aufmerksam, daß die Alten auf Architekturbildern gewisse Figuren mit großer Härte zeichneten, um deren Umgebung weich und zart erscheinen zu lassen. Auch lehrte er mich, durch Gegensätze der Farben Wirkungen zu erzielen, wie man zum Beispiel durch ein starkes Gelb oder Roth gewisse Blau und Grau zauberhaft erscheinen lassen könne. Andererseits machte er mich irre in meiner Auffassung vom Bildniß.“

„Böcklin, ein Mann von außerordentlicher Geistesstärke und reicher Erfahrung, war der Ansicht, daß man zum Beispiel bei dem Bildniß eines jungen Mädchens von vornherein sehen müsse, daß es sich um ein solches handle; es müsse daher, was Kleidung anlangt, in Frühlingsfarben dargestellt werden. Mir schien es im Gegentheile dazu, daß, je mehr man sich auf solche allgemeine jugendliche Symbole oder Effekte einlasse, desto, mehr der individuelle Charakter des Bildnisses Schaden leiden müsse. So ist es auch mit einer Blume. Auf einem grauen Grund gemalt, wird sie sich von demselben individuell abheben, und so wird auch jede Art von Bildniß als eine individuelle Erscheinung zur Geltung kommen, wenn es sich von einem grauen Hintergrunde abhebt. Sehe ich dieselbe Blume gegen das Licht, so wird sie sofort konventionell, sie wird eine Blume im Allgemeinen. Beim Bildniß handelt es sich ja darum, daß es gerade dieses bestimmte Mädchen ist und kein anderes. In diesem Kampfe zwischen der symbolischen und der individuellen Anschauung hat Böcklin sein Leben zugebracht, und ich meinerseits habe Jahre gebraucht, mich aus dieser Anschauung in meine eigene hinüberzuretten. Der fremden Einflüsse waren ja damals so viele, und sie hatten oft sehr viel Interessantes, namentlich im Munde Böcklins, der, wie gesagt, außerordentlich scharfsinnig war und eine Masse von Erfahrungen über die alten Meister besaß. Je mehr ich aber seine Methode beobachtete und sah, wie er sich abspiculirte und abspiculirte, desto lieber flüchtete ich mich nach und nach wieder zum seligen Rubens hinüber, da ich bemerkte, wie dieser, der doch noch etwas mehr Phantastie hatte als Böcklin, wenn er zu dem Zweige der Kunst kam, den zu bearbeiten ich allein Talent hatte (das Bildniß), doch durchaus mit meiner Ansicht gegen Böcklin übereinstimmte, daß man nämlich die allereinfachsten Mittel und eine taktvolle Lokalität als der Darstellung des Individuellen ungetrennlich verbunden ansehen müsse.

„Taktvoll — darauf kommt eben Alles an. Kunst treiben heißt Takt üben. Mit Takt ist die Größe, das Format der Figuren zu wählen, mit Takt ein bestimmtes Maß der Aus-führung, ob durchgeführt oder Skizze, zu wählen und festzuhalten. Takt ist ja auch im Leben die Grundbedingung eines sozusagen

schickelt am
süß erin
s Kranke
nur mit
immer ge
er Sprache
h zu Ladn
bildung der
r William
bett. Ein
manne, den
jezt unge
Zimmers
innen furcht
niten. Mit
n bestigsten
und deren
am Burns
Athenzug
erschöpfung.
me zu, die
a Sie nicht
Straße sein
der junge
in solcher
der junge
als Arzt
rd gesund
men wieder
befahr ist?
uider-
nt der kürz
emacht, die
n der von
erscheinen,
shandlung,
e Charakte
g mit der
eifer Piloty
e Eisenbahn
a, Mantua,
en Mantua
e vorher sei
überfallen
dann ohne
war ich gang
eckte da ein
in Ravenna
Piloty, eine
aller Reise-
Kunst inter-
n zu seinem
hatte. Mir
cheuer, denn
sollte. Ich
was immer
ner theatra-
mit seiner
achte. De



künstlerischen Verhältnisses der Menschen zu einander. Die Leute, welche Takt haben, sind die wahren Aristokraten der Menschheit, und da auch die Künste alles Rohes und Verworrenes sich fern halten müssen, ist die aristokratische Eigenschaft des Taktes auch ihnen unentbehrlich. Man sehe nur, mit welchem Takt Kubens es anstellt, kleine, winzige Nymphen in einem Walde erscheinen zu lassen, mit welchem Takt er es darstellt, wenn er, wie auf dem kleinen Bilde in der Pinakothek, mit seiner Frau spazieren geht, mit welcher Zurückhaltung, mit welcher Pietät er ein Porträt malt. Vollkommen schlicht steht, vor einem grauen Grunde, sein Mann neben einem Stuhle. Es kommt Alles auf das durchgebildete Gefühl, auf die zur zweiten Natur gewordene Diskretion an: Man soll immer etwas weniger sagen, als man sagen könnte.

„Jeder Mensch ist ein Unikum. Jeder hat etwas in sich, was kein anderer hat, jeder kann etwas, was kein anderer kann. Behandelt er nun sein spezielles Talent sozusagen wie eine schöne Perle, so kann er achubar neben den Besten stehen, wie ein bescheidenes aber zierliches Blümchen neben der stolzen Lilie oder Centifolie. Jeder sollte über seiner Thüre in goldenen Lettern schreiben: Was kannst du, das kein anderer kann?“

Allerlei.

Eine graufige Fahrt auf einer Eisscholle machten zwei Knaben aus Graudenz während des Eisganges der Weichsel. Der „Gesellige“ berichtet darüber: Am Freitag Nachmittag gegen 2½ Uhr kam im Strom von der Fischerei her eine Eisscholle angetrieben, auf welcher der 12jährige Knabe Barski und der 10jährige Schlene saßen. Sie hatten vorher in grenzenlosem Leichtsinne auf den Schollen am Ufer gespielt und waren plötzlich auf einer etwa 1½ Meter im Geviert großen Scholle vom Strom fortgerissen worden. Angst und Schrecken prägen sich auf den blassen Gesichtern der Kinder aus, und jämmerliches Schreien ertönte von ihren Lippen, als ihre Scholle durch heftigen Zusammenstoß mit anderen Schollen gerade vor dem Fahrplage in bedenkliches Schwanken gerieth; für die Zuschauer, die wegen der Entfernung nicht helfen konnten, war dies ein erschütternder Anblick. Doch versuchte der Bademeister Czajka, der bei der Vergung der Fährprähme beschäftigt war, das Rettungswerk, indem er sich in einem Kahn den treibenden Schollen entgegenwarf. Ganz nahe dem Ziel, entwich ihm die Scholle mit den Knaben. Er suchte sie einzubolen, was ihm aber trotz übermenschlicher Anstrengung, da er nur mit einem Schiffsbalen ausgerüstet war, nicht gelang. Deshalb arbeitete er sich wieder ans Ufer, nahm noch den mit einem Ruder versehenen Arbeitsburiden Anaszkowski auf, und nun galt es mit voller Kraft, die Knaben, welche inzwischen bis zum Schloßberg getrieben waren, dem reißenden Strom abzurufen. Und es gelang den Männern mit fast übermenschlicher Anstrengung, sich durch das Chaos der treibenden Schollen durchzurufen, die Knaben hinter dem Schloßberg, nachdem sie auf ihrer graufigen Fahrt mehr als 1000 Meter zurückgelegt hatten, zu erreichen und in ihr Fahrzeug aufzunehmen. Dann ging die Rettungsfahrt, wieder mit äußerster Kraftanstrengung, gegen den treibenden Strom und die Eisschollen an ihren Ausgangspunkt, den Fahrplaz zurück, wo die Knaben glücklich gelandet wurden. Die Landung war sehr schwierig und gelang erst, nachdem den Männern eine Reihe Sturzwesen war, an der der Kahn ans Land gezogen wurde. Erst gegen 4 Uhr war das Rettungswerk vollendet. Ohne diese entschlossene Mannesthat wären die beiden Kinder dem sichersten Tode verfallen gewesen.

Seirathslustige Französinen forderte jüngst Chailien-Bert in Paris in einem Vortrag auf, in die Kolonien auszuwandern, wo sich gar manche Franzosen Gattinnen wünschen. Circa hundert Damen erboten sich brieflich, sofort auszuwandern zu wollen, andere vierzig hatten es wohl noch eiliger und stellten sich gleich persönlich vor. Ungefähr ein Drittel all dieser Damen war zu Hart angejahrt, als daß sich mit ihnen noch etwas hätte anfangen lassen. Aber die übrigen, 18 bis 30 Jahre alt und gesund, werden bei den ersten Sendungen berücksichtigt werden. Am zahlreichsten sind darunter Lehrerinnen, Näherinnen, Fußmacherinnen und Hebammen. Eine Dame verlangte, nach Algier, Tunis und Indo-China geschickt zu werden, alle übrigen waren für jedes Land bereit. Bezeichnend ist, daß unter all diesen Weiblichkeiten sich kein Dienstmädchen, keine Köchin befand: die Küchen- und Dienstmädchen sind auch in Paris begehrt auf dem Heirathsmarkt. Es hat schon einmal, Anfang der sechziger Jahre, eine solche Auswanderung stattgefunden, um dem Frauenmangel in Neukaledonien abzuhelfen, dessen Viehhaltung damals eifrig betrieben wurde. Man entnahm jedoch die verlangten vierhundert Mädchen einfach den Pariser Waisenanstalten. Die Regierung gab jeder die nöthige Aussteuer und gewährte freie Ueberfahrt. In Neukaledonien waren die Mädchen sofort „vergriffen“, obwohl als Bewerber nur ordentliche Männer zugelassen wurden, die eine genügende wirtschaft-

liche Stellung besaßen. Aus deren Nachkommen sind jetzt schon 14 bis 1500 Ehen hervorgegangen.

Die Truppenmacht des Papstes besteht aus fünf verschiedenen Bestandtheilen: der Nobelgarde, der Schweizergarde, der Palastwache, den Gendarmen und den Feuerwerkern. Die Nobelgarde, etwa 50 Köpfe stark, setzt sich aus Angehörigen vornehmer römischer Familien zusammen, welche dem heiligen Vater treu geblieben sind; sie empfangen einem Monatslohn von 300—400 Lire, zu welchem noch mancherlei gelegentliche Einnahmen kommen, und thun ihren Dienst im Innern des Vaticanus. Die Schweizergarde, die eigentliche Wache des letzteren, welche auch die Thore und Thüren besetzt hält, ist 100 Mann stark, die meist aus den Urkantonen stammen und, da die Bundesverfassung der Eidgenossenschaft den fremden Kriegsdienst untersagt, betrachtet werden, als ob sie Angehörige der Hofhaltung wären; in Landsknechtstracht gekleidet, machen sie einen sehr vortheilhaften und militärischen Eindruck. Die Palastwache entspricht der Nobelgarde insofern, als sie sich aus den Söhnen streng katholischer römischer Bürgerfamilien ergängt, welche indessen nicht regelmäßig Dienst thun, sondern nur bei festlichen Gelegenheiten dazu herangezogen werden; sie erhalten keinen Sold, aber eine Entschädigung für Kleidung und Ausrüstung; es bestehen zwei Kompagnien, welche auch eine Musikkapelle haben. Die Gendarmen, deren es 120 giebt, theilen sich mit der Schweizergarde in die Sorge für Ruhe und Ordnung im Patrimonium Petri, zwischen beiden ist aber ein wenig gutes Einvernehmen vorhanden, so daß mehrfach die Rede davon gelaufen ist, die Gendarmen ganz eingehen zu lassen und die Zahl der Schweizer zu vermehren. Die Feuerwerker, es sind ihrer 30, haben kaum je Gelegenheit, Dienste zu verrichten.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Zu einem Hinweise auf die Kaiserbibel, dargebracht dem ersten Hohenzollern-Kaiser und seiner Gemahlin, giebt die bevorstehende Feier des 100. Geburtstages weiland Kaiser Wilhelm des Großen willkommenen und berechtigten Anlaß. Die Kaiserbibel, ein ausgezeichnetes Werk, das im Charakter mittelalterlicher Handschriften reich mit bunten Umrahmungen, Zierleisten und Initialen, biblischen Landschaften und einer großen Anzahl religiöser Gemälde nach Vorbildern aus der Ambros-Sammlung in Wien, der Hamilton-Sammlung in Berlin, der Bibliothek in Dresden und einigen bedeutenden Klosterbibliotheken in getreuen farbigen Abbildungen unter Mitwirkung hervorragender Künstler und Kunstgelehrter geschmückt und auch in typographischer Beziehung eine einzig dastehende Meisterleistung ersten Ranges ist, trägt ihren Namen mit vollem Recht, denn Kaiser Wilhelm I. und seine Gemahlin haben die Widmung des Bandes, der vorläufig das Neue Testament in der Lutherschen Uebersetzung umschließt, seiner Zeit huldvollst angenommen, gleichwie Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen einst die Widmung der ersten Lutherbibel angenommen hat. Die Herausgeber der Kaiserbibel: Dr. theol. Emil Frommel, weiland Hofprediger und Garnisonpfarrer, Dr. phil. Heinr. Steinhausen, Pfarrer, und Historienmaler Carl Bindemann-Frommel, Professor der Akademie St. Luca in Rom, gingen ebenso wie der Verleger Max Pasch (Berlin SW., Ritterstraße 50) von dem Gedanken aus, das neue deutsche Kaiserthum auch dadurch zu verherrlichen, daß sie dem ersten Kaiser aus dem Hause Hohenzollern und dem neu geeinten deutschen Volke das Buch der Bücher, dieses theuerste Gut der christlichen Kirche und insbesondere des Protestantismus, in einer würdigen, vom hehren Geiste echter Kunst durchwehten Prachtausgabe darboten. Und dieser Gedanke ist mit Bezug auf das Neue Testament in einer erhabenden Weise zur Ausführung gekommen. Kein Land kann sich einer solchen kostbar ausgestatteten, künstlerisch vollkommenen Ausgabe rühmen. Sie bildet einen Stolz moderner Bucherei und gereicht insbesondere dem rühmlichst bekannten Institut von Wilhelm Grebe in Berlin, das den lithographischen und Typendruck hergestellt hat, zur höchsten Ehre. Es gewinnt die Kaiserbibel durch den Umstand, daß sie mit den Namen Kaiser Wilhelm des Großen und seiner Gemahlin innig verknüpft ist, doppelten Werth. Mahnend an den gottesfürchtigen und demüthigen Sinn des greisen Patriarchen auf dem Kaiserthron, der für alle seine gewaltigen Erfolge Gott allein die Ehre gab, bildet sie zugleich eine erhabende Erinnerung an den kraftvollen Glauben des Hohenzollernhauses, das von jeher das Fundament seiner Existenz in dem Herrn der Heerschaaren gesucht und gefunden hat. So möge denn die Kaiserbibel, die der verdienstvolle Verleger Max Pasch mit einer vom Architekten Hoffader in gothischem Stil entworfenen Einbanddecke versehen hat, gerade in Hinblick auf die Jahrhundertfeier freundliche Aufnahme finden.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Zehle, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.